



# Suche nach Identität – Leben in Spannungsfeldern

Sr. Thérèse Winter IMS Mannheim

**E**in kurzes Blitzlicht aus den vergangenen Arbeitswochen: Bei einer Ordensstagung in der Schweiz, zu der etwa 60 Ordensmitglieder gekommen waren, werden die Anwesenden gebeten, sich und ihre Gemeinschaften vorzustellen und ein wenig zu erzählen, wo ihre Gemeinschaften in ihrer Entwicklung stehen, welche Schwierigkeiten oder Veränderungsprozesse gerade im Gang sind. Mir fällt die große Offenheit, aber auch die Ehrlichkeit auf, mit der die einzelnen versuchen zu antworten. Dabei zeigt sich bei genauem Zuhören, dass einige Stichworte immer wiederkehren. Auffallend oft das Stichwort Identität. Nahezu alle berichten vom Suchen der eigenen Gemeinschaft nach ihrem Selbstverständnis, besonders angesichts der Tatsache, dass die Gemeinschaften immer kleiner und immer älter werden. Dies scheint verstärkt eine Not der Frauengemeinschaften zu sein, die mehrfach sagten: „Wir haben uns jahrzehntelang von unserer Arbeit her verstanden, von unseren Schulen, unseren Einrichtungen, unseren Krankenhäusern. Nachdem wir diese aufgeben mussten, tauchte immer mehr die Frage auf, wer sind wir eigentlich als Ordensfrauen heute in unserer Gesellschaft. Wir arbeiten daran, unsere Identität wiederzuentdecken.“ Im Zusammenhang damit wurden Themen wie die starke Überalterung angesprochen, auch die Spannung von Individualität und Gemeinschaft, und die Sehnsucht, wieder zum „Eigentlichen und Wesentlichen“ hinzufinden. Es war spürbar bei den Rückmeldungen, dass neben der Orientierungslosigkeit auch eine Bereitschaft da ist, sich auf den manchmal

schmerzhaften Prozess des Loslassens, der Veränderung und Erneuerung einzulassen.

Die Suche nach der eigenen Identität ist eine Frage, die den Menschen zeit seines Lebens beschäftigt. Sie wird meist dann neu aufgeworfen, wenn gewisse Sicherheiten zerbrechen, feste Strukturen sich auflösen, Grundsätzliches in Frage gestellt wird, sei es von außen oder auch von innen. Suche nach Identität ist ein nie abgeschlossener Prozess des Wachsens und des Reifens, der uns Menschen ein Leben lang begleitet. Ein solcher Weg ist meist mit Ängsten und mit Orientierungslosigkeit verbunden.

Im Bereich der Therapie wird menschliche Identität als eine Ganzheit gesehen, die auf fünf Säulen aufruht. (Vgl. Klemens Schaupp, Gott im Leben entdecken, S.31): der Körper, die Beziehungen, die Arbeit, der Besitz und die Werte.

Geraten zu viele Säulen zur gleichen Zeit ins Wanken, wird die Identität des Menschen brüchig. Er durchläuft Krisenzeiten, in denen bisherige Sicherheiten zerbrechen und kommende Sicherheiten noch nicht sichtbar sind. Solche Zeiten des Übergangs und des Umbruchs (Stichwort Schwellensituation) gehen mit schmerzhaften Erfahrungen einher, sie bergen allerdings auch die Chance, dass der Mensch sich neu auf wesentliche Faktoren besinnt, die sein Leben von innen her tragen und sinnvoll machen.

Die oben zitierte Aussage auf der Schweizer Ordensstagung passt in dieses Schema der fünf Säulen hinein: der Verlust der Arbeit

führt zur Frage nach der „eigentlichen“ Identität. Daneben sind es die Säulen der Beziehungen (was bedeutet Gemeinschaft heute) und die der Werte (Stichwort Wertezwischenfall), die ins Wanken geraten sind.

Im Blick auf die Entwicklung der Ordensgemeinschaften in den letzten Jahren bzw. Jahrzehnten wird deutlich, dass diese Suche sich in verschiedenen Spannungsfeldern bewegt. Ich möchte, angeregt durch die Erfahrungen in der Schweiz, drei dieser Spannungsfelder herausgreifen und im Anschluss daran versuchen, thesenhaft bestimmte Optionen zu formulieren, die uns dann als Gesprächsgrundlage dienen sollen.

### 1. Das Spannungsfeld der Generationen:

Die Tatsache der Überalterung in unseren Gemeinschaften ist nicht zu übersehen. Ich möchte dies ganz kurz an meiner persönlichen Situation als noch jüngerer Ordensfrau deutlich machen:

Der Altersdurchschnitt in meiner Gemeinschaft beträgt 70 Jahre, ein Großteil der Schwestern befindet sich im Mutterhaus Schlehdorf, das mehr und mehr zum Altenheim wird. In den Räumlichkeiten der Schule und des Gästehauses arbeiten die wenigen Schwestern, die noch die Kraft zu einem beruflichen Einsatz haben, und die Schwestern unter 50 (in der deutschen Provinz 5 Schwestern) haben sich zusammengetan, um innerhalb einer kleinen Kommunität ihr Ordensleben zu gestalten. Die Trennung vom Großkonvent war für alle Beteiligten ein schmerzhafter Prozess. Mein Einblick in die Entwicklung von Ordensgemeinschaften, wie ich ihn jetzt innerhalb der Arbeit beim Institut bekomme, bestätigt, dass viele Gemeinschaften solche Erfahrungen teilen. Die Auflösung von Strukturen wie etwa das äußere Zeichen des Ordenskleides, die Klausur, gemeinsame Essens- und Rekreatiionszeiten, einheitliche Apostolate, wirken für viele Schwestern, die noch in einen anderen Ordensstil hineingewachsen sind, als äußerst bedrohlich. Sie ver-

muten in dieser Auflösung zugleich eine Aufweichung des Ordenslebens selbst.

Dass die jüngere Ordensgeneration heute versucht, Ordensleben anders zu leben, wird zugleich sehr oft als Infragestellung des eigenen Lebensentwurfes interpretiert. Dann sind Fragen wie etwa: Ja, haben wir denn alles falsch gemacht? keine Seltenheit. Leider habe ich es nur sehr selten erlebt, dass die unterschiedliche Perspektive von alt und jung tatsächlich in einen fruchtbaren Dialog hineingeführt hat. Meist überwiegen Ängste und Abgrenzungstendenzen.

Neben der Überalterung ist ebenfalls eine sehr große Ungleichzeitigkeit feststellbar. Ich weiß nicht, ob es jemals die Ordensfrau gegeben hat. Aber die Verständigung darüber, was Ordensleben eigentlich ist, war früher gewiss eindeutiger als heute. Dies zeigt sich in der Entwicklung der Gemeinschaften: Es gibt Gemeinschaften, die schon relativ früh begonnen haben, durch persönliche und gemeinschaftliche Weiterbildungskurse am Wachstum der Gemeinschaft zu arbeiten, die heute schon einen längeren Prozess der Veränderung hinter sich haben. Und es gibt Gemeinschaften, die erst jetzt allmählich aufbrechen.

Diese Ungleichzeitigkeit gibt es auch innerhalb einer einzigen Gemeinschaft. Wo Generationen zusammenleben, da kann es nicht ausbleiben, dass es zu Konflikten kommt, zumal junge Frauen, die heute in eine Gemeinschaft eintreten, meist mit einem ganz anderen Selbstbewusstsein, einer viel größeren Eigenständigkeit und intellektuellen Ausbildung kommen als früher. Nicht wenige von ihnen haben schon selbst einen Beruf ausgeübt, waren verantwortlich für ihren Lebensunterhalt und haben Verantwortung für andere übernommen. Ein Blick in die Ordensausbildung zeigt, dass die Frauen, die kommen, heute meist schon älter sind und ein ganzes Stück Lebensgeschichte hinter sich haben. Dass sie eine veränderte Einführung in das Ordensleben brauchen als noch



vor zehn Jahren, ist einleuchtend. Wie sehr wir innerhalb einer Gemeinschaft in unterschiedlichsten Welten leben, wurde mir kürzlich wieder bewusst an einem kleinen Beispiel: eine über 80jährige Schwester, die bis in ihr hohes Alter liest und sich theologisch weiterbildet, lobte die Sonntagspredigt des jungen Ortpfarrers, konnte aber mit dem Wort „Handy“ überhaupt nichts anfangen.

Angesichts dieser Spannung stellt sich die Frage, wie sie für den Suchprozess fruchtbar gemacht werden könnte, wie Altes und Neues innerhalb einer Gemeinschaft zusammengehen könnte.

Klemens Schaupp hat versucht, auf struktureller Ebene einen möglichen Weg anzuzeigen, indem er von der Schaffung von Parallelstrukturen spricht. Beharrt man zu sehr auf den alten Strukturen und Überzeugungen, wird Neues nicht zugelassen. Menschen, die Lebendigkeit und Kreativität suchen, werden sich davon abkehren, weil sie keinen Lebensraum finden.

Werden alte Formen einfach abgebrochen und neue Modelle aus dem Boden gestampft, bleibt die Veränderung meist nur ein äußerlicher Prozess. Außerdem geht eine solche Tendenz immer mit sehr schmerzhaften Verletzungen und dem Gefühl von Verlust und Resignation einher. Ein positiver Übergang von alt zu neu könnte in der Schaffung von Parallelstrukturen liegen, das bedeutet, dass zur gleichen Zeit unterschiedliche Wege ausprobiert werden dürfen. In jedem Fall kann die Verständigung zwischen jung und alt nur gelingen, wenn es zu einem echten Gespräch zwischen den Generationen kommt, wenn auf beiden Seiten spürbar wird, dass man einander mit Achtung und Respekt begegnet.

*THESE: Ein Schritt auf der Suche ist das Ernstnehmen der unterschiedlichen (Ordens-) Lebensgeschichten und das Zulassen verschiedener (Ordens-) Wege innerhalb einer Gemeinschaft.*

## 2. Das Spannungsfeld von Individualität und Gemeinschaft

An diese These schließt sich fast unmittelbar das zweite Spannungsfeld an, das in der Diskussion in der Schweiz immer wieder als problematisch benannt wurde. Die „Emanzipation“ mancher Ordensmitglieder von den Bedürfnissen der Gemeinschaft oder das Pochen auf das je eigene Charisma bringt nicht selten Ordensobere in die schwierige Situation, wie sie mit ihren Entscheidungen beiden, den Belangen der Gemeinschaft, aber auch den Belangen des einzelnen gerecht werden können.

Wohl kaum ein Begriff innerhalb der Ordensspiritualität hat einen solchen Verständniswandel vollzogen wie der Begriff der Gemeinschaft. Dies hat zum Teil äußere, zum Teil aber auch innere Gründe.

Rein äußerlich betrachtet werden unsere Gemeinschaften immer kleiner und weniger stabil. Sie erfordern heute andere Strukturen als früher. In einem Haus leben Schwestern, die den unterschiedlichsten Berufen nachgehen und damit ganz unterschiedliche Tagesrhythmen leben. Zeiten des gemeinsamen Betens und Lebens zu finden erfordert daher ein hohes Maß an Absprache und bewusster Pflege dieser gemeinsamen Zeiten. Es ist sehr viel stärker in die Verantwortung jeder einzelnen gestellt, das Gemeinschaftsleben mitzugestalten und mitzutragen. Und es erfordert die Bereitschaft, sich in Offenheit und mit der ganzen Persönlichkeit auf die Gruppe einzulassen. Die damit ermöglichte Nähe bringt natürlich auch vermehrte Konfliktsituationen mit sich, und es gehört Reife und Bereitschaft dazu, sich diesen Konflikten zu stellen und sie gemeinsam auszutragen.

Sandra Schneiders, eine amerikanische Benediktinerin, vermutet, dass die künftige Gestalt der Ordensgemeinschaften in diesen kleinen Gruppen bestehen wird und dass sich damit auch die Aufgaben und die Strukturen verändern werden.

Mit dem äußeren Wandel geht ein innerer Wandel einher. Der Großteil der älteren Ordensgeneration war noch in dem Verständnis erzogen worden, dass Gemeinschaftsleben dann richtig und gelungen ist, wenn möglichst alle alles zur gleichen Zeit miteinander teilen wie etwa die Gebetszeiten, die Essenszeiten, Rekreation und Arbeit. Konformität war positiv betrachtet ein wichtiger Garant für die Zusammengehörigkeit und für die klare gemeinsame Ausrichtung der Ordensmitglieder. Dabei spielten die eigene Lebensgeschichte oder persönliche Eigenarten eine geringe Rolle. Wichtig war der äußere Zusammenklang aller, an dem sich Zugehörigkeit zu dieser konkreten Ordensgemeinschaft und das Streben nach einem gemeinsamen höheren Ziel ablesen ließen. Negativ betrachtet blieb wenig Raum für individuelle Lebensgestaltung, für Austausch, Veränderung und freundschaftliche Nähe zu einzelnen Mitgliedern. Das Menschenbild, das hinter einer solchen Sicht steht, entspricht nicht mehr unserem heutigen Verständnis. Auch vor den klösterlichen Gemeinschaften hat die Entwicklung zur Individualisierung nicht halt gemacht.

Im Gegensatz zu früher wird heute verstärkt der Wert jeder einzelnen Person betont mit ihrer je einmaligen, von Gott geschenkten Berufung. Bei der Suche nach der eigenen Identität spielt diese persönliche Berufung eine zentrale Rolle. Dies zeigt sich unter anderem an der Tatsache, dass viele Verantwortliche, die in der Ordensausbildung stehen, spüren, dass die primäre Aufgabe darin besteht, die einzelnen jungen Menschen in ihrer Individualität und Persönlichkeit zu fordern, ihnen zu helfen, die eigene Berufung immer mehr zu entdecken. Dass damit zugleich ein Hineinwachsen in eine konkrete Ordensgemeinschaft stattfinden soll, macht diese Aufgabe besonders herausfordernd und manchmal schwierig.

Ein kurzer Blick in die heutige Ordenstheologie zeigt, dass das Thema von Gemeinschaft

und Individualität viel diskutiert wird. Mir ist aufgefallen, dass darin der Wert von Gemeinschaft an sich nicht in Frage gestellt wird. Viel stärker geht es in der Diskussion um die Suche nach zeitgemäßen Formen von Gemeinschaftsleben. Die oben schon erwähnte Sandra Schneiders weist darauf hin, dass die Gleichsetzung von Gemeinschaft und „gemeinsamem Leben“ eine historisch bedingte Festlegung war (Kirchenrecht von 1917), die aber nicht unbedingt konstitutiv für das religiöse Leben sein muss. Ein Blick in die Ordensgeschichte zeigt, dass Gemeinschaft immer ein wesentlicher Faktor des Ordenslebens war, dass interessanterweise aber immer unterschiedliche Gemeinschaftsformen nebeneinander bestehen konnten. Das lässt sich bereits bei den Wüsten- und alten Mönchsvätern beobachten, wie auch bei Benedikt, bei Franziskus, in unserer Zeit ein typisches Beispiel Thomas Merton. Es gab - und das stimmt gelassen - nie die Gemeinschaftsform schlechthin. (Eremitendasein, wo gemeinschaftliche Elemente auf ein Minimum begrenzt waren, ausgeprägtere Formen im monastischen Leben, die typische Weise des Zusammenlebens der apostolisch ausgerichteten Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts). In all diesen Bewegungen wird deutlich, dass Gemeinschaft nie ein statischer Begriff ist, sondern ein Fließen zwischen verschiedenen Polen, zwischen Alleinsein und Zusammensein, zwischen dem je eigenen Weg und dem Weg der Gemeinschaft als Ganzer, zwischen der Sehnsucht nach Selbstverwirklichung und der Sehnsucht nach gemeinschaftlichem Zeugnis. Martin Buber formuliert treffend: „Gemeinschaft ist, wo Gemeinschaft geschieht.“

Hermann Schalück betont in seinem Nachdenken über die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit von Geistlichen Berufungen in den Zeiten der Postmoderne, dass das kommunitive Leben heute vielleicht mehr denn je zu den prophetischen Zeichen des Ordenslebens gehört. Gerade in einer Gesellschaft, in der

gemeinschaftliche Bindungen an Tragfähigkeit verloren haben und zugleich die Sehnsucht nach haltbaren dauerhaften Bezügen groß ist, kann gelungenes Gemeinschaftsleben zu einer Predigt ohne Worte werden (siehe ein dominikanisches Leitwort: „Die Gemeinschaft ist unsere erste Predigt.“). „Mit Sicherheit“, so Schalück, „lädt die Religiosität der postmodernen Zeit uns ein, das stärker zu leben, was <postmoderne> Menschen zu Recht ersehnen, aber bei uns vielleicht nicht mehr finden: Eine lebensfreundliche, die menschlichen Sinne ansprechende und nicht total ritualisierte Spiritualität und Liturgie, mit dem <Erlebnis> von Schönheit, Ästhetik, Stil. Kommunitäten, die alle Sinne ansprechen, sind gefragt.“ (H. Schalück, Alles ist möglich, nichts ist gewiss, in OK 4/1999, S. 398)

*THESE: Ein Schritt auf der Suche ist das Ausbalancieren von persönlichem Weg und gemeinschaftlichem Charisma. Im gelebten Wert von Gemeinschaft verwirklicht sich ein Stück Prophetie in unserer Gesellschaft.*

3. Das Spannungsfeld von Aktion und Kontemplation. Ich möchte auf das Anfangszitat der Ordensfrau aus der Schweiz zurückkommen. Sie sagte:

„Wir haben uns jahrzehntlang von unserer Arbeit her verstanden, von unseren Schulen, unseren Einrichtungen, unseren Krankenhäusern. Nachdem wir diese aufgeben mussten, tauchte immer mehr die Frage auf, wer sind wir eigentlich als Ordensfrauen heute in unserer Gesellschaft. Wir arbeiten daran, unsere Identität wiederzuentdecken.“ Hinter diesen Worten steht zum Einen die Not der Aufgabe von wichtigen Apostolaten, zum Anderen aber die Gewissheit, dass Ordensleben sich letztlich von einer anderen und tieferen Bezogenheit versteht. Dieser Blick auf das Wesentliche, auf die Tiefe des geistlichen Lebens wird manchmal gerade in Krisenzeiten besonders notwendig und auch heilsam. Er

macht deutlich, worum es letztlich bei allem Tun und Leisten gehen sollte.

Vermutlich geschieht es immer wieder im geistlichen Leben, dass dieser Blick verstellt und getrübt wird durch die Fülle der Aufgaben und Verantwortungsbereiche, die die Kirche übernimmt. Es ist eine Herausforderung, so Arbeit und Gebet miteinander zu verbinden, dass beide sich befruchten und nicht gegenseitig ausspielen. Gerade das apostolisch ausgerichtete Ordensleben lebt beständig aus dieser Grundspannung.

#### Was meint kontemplatives Leben?

In diesem Zusammenhang sei ein kurzes Wort zur „Instruktion über das kontemplative Leben“ Verbi Sponsa gesagt, die letztes Jahr erschien. Sie beschäftigt sich vornehmlich mit der treuen Bewahrung der Klausurvorschriften, und zwar mit der Begründung, dass sich im Leben der Klausur eine besondere Tiefe der Gottesbeziehung ausdrücke. „Die klösterliche Einsamkeit ist eine große Hilfe, um die so verstandene Reinheit des Herzens zu erlangen, weil sie die Kontaktmöglichkeiten mit der Außenwelt auf das wesentliche beschränkt, damit diese nicht auf verschiedene Weise in das Kloster einbricht und dessen Atmosphäre des Friedens und der heiligen Einheit mit dem einzigen Herrn und mit den Schwestern stört. So schaltet die Klausur großenteils die Zerstreung aus, die von vielen unnötigen Kontakten, von einer Fülle von Bildern, oft Quelle weltlicher Gedanken und eitler Wünsche, von Informationen und Emotionen herrührt, die vom einzig Notwendigen ablenken und die innere Einheit zerreißen.“ (VS 13) Kontemplation wird durch das ganze Dokument hindurch gleichgesetzt mit Klausur und Trennung von der Welt, dabei wird stark der asketische Akzent des Verzichtes betont. Damit geschieht eine spirituell nicht haltbare Verkürzung von Kontemplation. Auch kontemplativ lebende Ordensfrauen leben ihr Ordensleben für die Welt und im Bewusstsein der heilenden Kraft

ihres Betens mitten in der Welt. Bei diesem Dokument stellt sich beim Lesen die Frage, ob es angesichts der heutigen Krise geistlichen Lebens ein fruchtbares, hilfreiches Wort spricht.

Nach Barry/Connolly gibt es eine sehr schöne Definition dessen, was Kontemplation in einem allgemeinen Sinn meint. „Kontemplation beginnt, wenn einer aufhört, von seinen eigenen Belangen vollständig in Anspruch genommen zu sein, und er also damit anfängt, dass ein anderer Mensch, ein Ereignis, ein Thema seine Aufmerksamkeit findet.“ (Barry/Connolly S. 55) Diese Definition ist sehr allgemein, aber sie zeigt, dass der kontemplativ lebende Mensch einer ist, der sich noch von einer anderen Wirklichkeit faszinieren lässt, die größer ist als er selbst; der Räume in sich freihalten kann, die noch gefüllt werden können mit Menschen, mit Ereignissen, mit Erfahrungen, mit der Gegenwart Gottes. Kontemplative Erfahrung hält im Menschen das Bewusstsein lebendig, dass sein Leben mehr ist als die Summe seiner Aktivitäten, seines Planens und Kalkulierens, seiner Resignation und seiner Schuld. Für eine Erneuerung des Ordenslebens ist es von großer Bedeutung, dass diese kontemplative Grundausrichtung wieder in die Mitte rückt, damit Ordensleben transparent bleibt für die Grundbotschaft des menschenfreundlichen Gottes, der sich in Jesus Christus dem Menschen gleichgestellt hat. „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“ - (Röm 11, 18) diese paulinische Einsicht müsste auch immer wieder ablesbar sein an der Ordensexistenz.

Kontemplatives Leben verwirklicht sich in verschiedenen Haltungen, einige davon möchte ich verdeutlichen.

Es zeigt sich in einer Haltung der **Aufmerksamkeit**. Aufmerksamkeit fordert eine innere Freiheit und Leere, die Wirklichkeit mit allen Sinnen wahrzunehmen. Sie hilft, von allen vorgefertigten und verhärteten Mei-

nungen und Urteilen zunächst einmal zu lassen und offen zu sein für Neues. Ich erinnere an die wertvollen Gedanken, die die französische Philosophin Simone Weil (1909 - 1943) zum Thema der Aufmerksamkeit formuliert hat. Auf ihrer höchsten Stufe, so sagt sie, kommt die Aufmerksamkeit dem Gebet gleich. Der aufmerksame Mensch ist der, der sich noch überraschen lassen kann, der noch staunen kann über die Fülle und den Reichtum des Lebens. Er ist auch ein Mensch, der Gott zutraut, dass er wirklich in unserer Zeit eingreifen kann, dass er rufen und bewegen kann.

Aus der Aufmerksamkeit erwächst das **wache Bewusstsein für das Hier und Heute**. Es gibt ein schönes und herausforderndes Wort von Alfred Delp, das der gläubige Ausdruck dieses Bewusstseins ist. „Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit.“ Unsere heutige Zeit ist, auch wenn sie ungünstig sein mag für die Förderung von geistlichen Berufen, die Zeit Gottes, und er ruft den Menschen, aber möglicherweise ganz anders als wir es meinen. Ich denke, die Frage nach der künftigen Gestalt von Ordensleben hat ihre Notwendigkeit und ihre Berechtigung; wenn aber zugleich nicht auch heute schon das Wesentliche davon gelebt werden kann, besteht die Gefahr, dass wir Leben auf morgen vertagen und heute nicht wirken, was gewirkt sein will. Der kontemplativ lebende Mensch reift in eine immer größer werdende **Selbstvergesenheit** hinein. Daher führt gerade die Kontemplation zum Nächsten hin und nicht von ihm fort. (Kontemplation mit offenen Augen) Solange wir als Ordensgemeinschaften nur um die eigene Problematik kreisen, uns ängstlich um den Weiterbestand sorgen, droht der Blick eng zu werden.

Und nicht zuletzt ist der **Humor** ein Zeichen für innere Weite und Freiheit, der uns bei aller Problematik immer wieder hilft, Abstand zu den kleinen und großen Nöten zu gewinnen.

„Gott hat Humor, denn er hat den Menschen

erschaffen.“ (Chesterton) Ich erinnere daran, dass Humor und Humilitas aus der gleichen lateinischen Wortwurzel stammen, dass also der Humor immer auch Ausdruck von Demut ist. Er beinhaltet das befreiende Wissen, dass wir als Menschen immer begrenzt bleiben werden, fehlerhaft sind, aber eben auch geliebte Geschöpfe Gottes. Perfektion ist kein Name Gottes, so könnte man das Wort von Martin Buber umwandeln.

*THESE: Ein Schritt auf der Suche ist die Neubestimmung und Vertiefung der kontemplativen Grundausrichtung des Ordenslebens, die Raum gibt für das Handeln Gottes.*

Der Ausgangspunkt der Überlegungen war die Frage heutiger Ordensgemeinschaften, spezifisch der Frauengemeinschaften, nach ihrer Identität. Es wurde versucht, einige der Spannungsfelder zu umschreiben, in denen sich diese Suche vollzieht, sie mehr oder weniger gelingt. Dies geht nicht ohne Auseinandersetzung und nur in dem Maß einer hohen Kommunikationsfähigkeit, zu der wir immer mehr hinfinden müssen im alltäglichen Miteinander. Was alle manchmal auseinanderstrebenden Kräfte und Richtungen eint, der Boden, auf dem die Antwort auf diese Frage nach der Identität steht, bleibt die Leidenschaft für Gott, oder um mit Hermann Schalück zu sprechen, „die Option für den lebendigen Gott“. Ich möchte schließen mit seinen Worten: Es ist grundlegend, „dass unsere Gemeinschaften Orte der Gotteserfahrung sind. In einer historischen oder soziologischen Sicht könnte dieser Aspekt an den Rand gedrängt werden. Doch ich meine, dass es in der postmodernen Zeit für das geweihte Leben nichts wichtigeres gibt als die Option für den lebendigen Gott. Die Qualität des geistlichen Lebens und unserer Lebenskultur muss bei allen Plänen absolute Priorität haben. Ohne eine Kultur des geistlichen Lebens in unserem kontemplativen Gedächtnis bauen wir alle unsere Projekte auf Sand. ( ) Nur wenn wir uns gegenseitig Rechenschaft

geben können vom Glauben und von der Hoffnung, die in uns leben, wenn wir unsere persönliche und gemeinschaftliche Existenz dem Geist Gottes anvertrauen ( ), können wir Zeugen der universalen Liebe des Schöpfers sein.“ (Hermann Schalück, in: UISG 112,2000, S. 33)

---

#### **Literatur:**

- Klemens Schaupp, Gott im Leben entdecken, Würzburg 1996  
Sandra Schneiders, New Wineskins, New York 1986  
Hermann Schalück, Alles ist möglich, nichts ist gewiss, in: OK 4/1999  
Hermann Schalück, Welche Anregung ist in den Ordensgemeinschaften in der Zeit der Postmoderne gefordert?, in: UISG 112/2000  
William Barry / William Connolly, Brennpunkt Gotteserfahrung im Gebet, Leipzig 1992